

8. Oktober 2017 – 27. Sonntag Lesejahr A

Ev.: Matthäus 21,33-44

Liebe Schwestern und Brüder!

Wer über die Münsterstraße Dülmen durchquert, der hat im Vorbeifahren den „Nonnenturm“ vor Augen – die Erinnerung an einen einst spirituellen Reichtum in Dülmen, gelebt und weiter getragen seit dem Mittelalter bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts, unter anderem durch die Augustinernonne Anna Katharina Emmerick.

Wer sich über die Münsterstraße nach Süden begibt und nach Hausdülmen kommt, der sieht auf dem Burgplatz die alte Burgkapelle und wird erinnert an die politische Macht und das Selbstbewusstsein der Bischöfe von Münster in früheren Zeiten, die hier ihre Macht mit einer Grenzburg verteidigten.

Wer über die Münsterstraße nicht nach Süden, sondern nach Norden zur Karthaus fährt, der kann dort in der alten Kirche ein kostbares holzgeschnitztes Chorgestühl der früheren Karthäusermönche bewundern, und das prächtige schmiedeeiserne Gitter im Kirchenraum – und manch anderes Überbleibsel eines reichen Kunstschaffens der Kirche in früherer Zeit.

Welch eine Fülle! Diese spirituelle Dynamik, die über Jahrhunderte ein Kloster bestehen lässt. Dieses herrschaftliche Selbstbewusstsein, das Burgen erstehen lässt. Diese künstlerische Schaffensfreude. Es war einmal.

Warum ich das alles aufzähle? Nicht aus Nostalgie. Sondern um zu zeigen: Dieses Szenario, das Jesus im Gleichnis umschreibt, das ist in gewisser Weise immer auch bleibende Erfahrung der Kirche. Dieser Schmerz des Herrn, das Israel nicht reagiert, dass sein eigenes Volk ihn, den Sohn des Weinbergbesitzers ablehnt – das ist nicht einfach eine einmalige Tragik, sondern immer auch bleibende Mahnung an das neue Israel, an die Kirche, an uns, die Gläubigen.

Ich will *nicht* sagen: Dass Klöster und Kirchen untergegangen sind, ist Folge eines falschen Christseins der Menschen, die hier lebten und glaubten. Ich will auch *nicht* sagen: Jede Kirchengestalt, die es heute nicht mehr gibt, war falsch. Was ich nur meine: Wir sollten sensibel und nachdenklich mit dem Schatz des Glaubens umgehen; mit dem Geschenk, dass wir Kirche sein dürfen.

Die Weinbergpächter fühlen sich als die Herren. Sie spielen sich auf: Was will denn der Weinbergbesitzer? Was hat denn sein Sohn hier verloren? Es soll abhauen. Er nervt. Er muss verschwinden.

Das Gleichnis im heutigen Evangelium hat nicht nur eine kritische Spitze gegen die Schriftgelehrten und Ältesten des Volkes damals. Auch gegen uns: Dass wir uns nicht in falscher Sicherheit und Überheblichkeit wiegen. Dass wir als Getaufte nie vergessen, wer uns berufen und in den Dienst genommen hat.

Auch im kirchlichen Leben gab es Zeiten, gibt es Anteile, die „gottvergessen“ waren und sind. Da ist alles andere wichtiger. Da kreist Kirche um sich selbst. Da machen wir alle möglichen Aktionen – aber mit Jesus haben wir’s nicht so. Da verbringen wir stundenlang vor dem Fernseher oder im Internet – und die Heilige Schrift verstaubt irgendwo. Da investieren wir (als Kirche) in Personal und Immobilien – aber eine einst lebendige Tradition und Vielfalt von Gebet und Gottesdienst trocknet aus.

Gottvergessenheit, das ist das Stichwort. Ein Soziologe sprach mal vom „binnenkirchlichen Atheismus“: Gott kommt einfach nicht mehr vor – in der Kirche! Im riesigen Organigramm von Aktionen und Terminen und Engagements. Das ist keine Schelte auf „heutzutage“; das gab es immer, unter verschiedensten Vorzeichen. Und in diesem Sinne war es in der Vergangenheit mitunter nicht nur historische Tragik, sondern manchmal bittere Notwendigkeit, dass immer wieder auch politische und gesellschaftliche Entwicklungen einsetzten, in deren Gefolge etwa ein Kloster Karthaus oder Agnetenberg in Dülmen oder eine Bischofsburg in Hausdülmen aufgegeben werden mussten.

Darin liegt die Hoffnung für unsere Zeit. Dass im Niedergang von äußerer Kirchengestalt, von gesellschaftlichem Ansehen, die Gläubigen wieder tiefer und persönlicher zu Gott finden. An diesem Sonntag steht in „Kirche und Leben“ ein Interview mit dem Münsteraner Weihbischof Stefan Zekorn. Er wirbt dafür, die Chancen zu sehen: *„Wir versuchen ohne Lamentieren anzunehmen, dass wir im Moment nicht erfolgreich und anerkannt sind.“ – Also aufgeben? Alles hinschmeißen? Nein! Sondern: „Wenn die Kirche sich so ihrer eigenen Armut bewusst wird, kann darin ein Impuls liegen, sich den auf verschiedene Weise Armen zuzuwenden. Denn wohl nur eine Kirche, die ihre eigene Armut sieht, kann sich wirklich von den Armen und den Opfern her verstehen, mit ihnen leben und für sie wirken“, ist sich Zekorn sicher.*

Da werden anderswo auf der Welt Christen verfolgt und bedrängt – und wir jammern rum, wie schön doch die 10.00-Uhr-Messe wäre, damit man rechtzeitig am gedeckten Tisch sitzt. Da verlassen Hunderttausende wegen ihres religiösen Bekenntnisses Hab und Gut – und wir drehen durch, wenn sich der Sonntagsgottesdienst mal um eine Stunde oder um fünf Kilometer verschiebt.

Wir haben letzten Sonntag Erntedankfest gefeiert. Und ganz groß: vor einem Jahr, in Rorup! „Danken“ kommt vom „Denken“; der Dankbarkeit geht die Nachdenklichkeit voraus. Wer denkt, kommt zum Danken.

Dankbarkeit und Nachdenklichkeit machen demütig. Genau das waren die Weinbergpächter im Evangelium eben *nicht*.

Nachdenklichkeit und Demut schüchtern nicht ein oder erniedrigen den Menschen. Im Gegenteil: wir spüren unsere Verantwortung. Verantwortung heißt wörtlich: Die Befähigung, Antwort zu geben. Weil Gott uns anspricht. – Das ist das eigentliche und unvergängliche Privileg, das ist das höchste Gut im Reichtum der Kirche.

Amen.